

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 19 (1941-1942)

Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ZÜRCHER STUDENT

Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule

XIX. Jahrgang (jährlich 10 Nummern)

Heft 4 Juli 1941

650
JAHRE

Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

*D*issertationen

druckt fachgemäß und

innert kürzester Frist _____

MÜLLER, WERDER & CO.

BUCHDRUCKEREI ZÜRICH Wolfbachstraße 19

Instrumentarien und Materialien für Studierende der Zahnheilkunde

Instrumentenkasten Modell Prof. Dr. M. Spreng
für die Kurse der Zahnärztlichen Klinik und Klin.
Operationslehre, empfohlen von den Zahnärztli-
chen Universitäts-Instituten Zürich, Bern, Basel.

Vollständige Instrumentarien für Kronen- und
Brückenkurs, Goldarbeiten, Technik, Orthodontie.

A. KOELLIKER & Co. A. G. ZÜRICH.

BASEL

BERN

LAUSANNE

ST. GALLEN

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XIX. Jahrgang, Heft 4 — Juli 1941

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 4.—

REDAKTION: Arnold Künzli, stud. phil., Waffenplatzstr. 48, Zürich 2

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

„EURE GESCHICHTE HEISST NICHT VERGANGENHEIT. EURE GESCHICHTE HEISST ZUKUNFT!“

(Aus einer Ansprache Bundesrat Etters an die Berner Studenten, anläßlich der 750-Jahrfeier der Stadt Bern.)

„Für die Jugend eines Landes und für die akademische Jugend erst recht sind solche nationale Gedenktage dazu da, die Kräfte, die in der Vergangenheit wirkten, für den Aufbau der Zukunft zu mobilisieren. Eure Geschichte, meine jungen Freunde, heißt nicht Vergangenheit. Eure Geschichte heißt Zukunft, und die gehört euch. Eure Jugend fällt in eine harte Zeit. Viele von euch sehen vielleicht der Zukunft mit einer gewissen Beunruhigung entgegen. Ich stehe nicht auf diesem Platz, um euch zu beruhigen und euch eine ruhige, leichte Zukunft zu verheißen. Im Gegenteil! Ich wünsche euch Hindernisse und Schwierigkeiten. Denn ich weiß, daß die akademische Jugend unseres Landes stark genug sein wird, mit den Hindernissen und Schwierigkeiten fertig zu werden. Ich weiß, daß die Schwierigkeiten der Stunde und der Zukunft die körperlichen und geistigen Kräfte einer gesunden Jugend nur härten, straffen und stählen werden. Und ich weiß endlich, daß ihr alle beseelt seid von der reinen Absicht, dem Lande, seiner Freiheit und seiner Zukunft zu dienen und das Land über alles zu stellen.

Ihr dient dem Land als Soldaten und Offiziere. Der lange Dienst wird vielleicht von manchem als ein Opfer empfunden. Aber er ist zugleich auch eine außerordentlich wertvolle Bereicherung. Der Dienst als Soldat und Offizier führt den jungen Akademiker mit den Söhnen aller Stände und Schichten unseres Volkes zu engster Lebensgemeinschaft zusammen. Dieses große, tiefe Gemeinschaftserlebnis wird vielleicht das wesentlichste Element sein, aus dem ihr heute schon die Zukunft des Landes vorbereiten und dereinst eure eigene und des Landes Zukunft aufbauen werdet. Denn wenn ich mich nicht täusche, gehört die Zukunft in ihrer großen Linie gerade einer stärkeren Betonung

des Gemeinschaftsgedankens im ganzen natürlichen und organischen Aufbau des sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lebens.

Ich gestatte mir, euch in dieser Zeit der Umwälzung vor zwei Extremen zu warnen: vor dem ersten, das in der Meinung besteht, daß bei uns nichts zu ändern und nichts neu zu gestalten wäre, und vor dem andern, das möglichst rasch und unbedacht gleich alles ändern und umstellen möchte. Erinnert euch an den ehernen, schweren Tritt des Bernermarsches, in dem sich die bodenverbundene und traditionsstarke Kraft eines Volkes offenbart, eines Volkes, das sich gewohnt ist, immer ruhigen und sicheren Schrittes vorwärts zu marschieren, ohne den festen Boden der Tradition unter den Füßen zu verlieren.“

MAHNUNG UND AUFGABE.

Sechshundertfünfzig Jahre schon flattert das weiße Kreuz im roten Feld über unseren Bergen und Seen, Wäldern und Fluren, Städten und Dörfern. Wenn es in dieser langen Zeit auf seiner hohen Wacht auch gar oft vom Sturme zerzaust, von Schnee und Regen verwaschen wurde — jedesmal erwuchs es kühner, stärker und reiner aus dem Kampfe. Und wenn wir heute diese sechshundertfünfzigjährige Wacht feiern, so feiern wir nicht etwas Vollendetes, Bestehendes, Selbstverständliches, nein, sondern gerade das beinahe Unverständliche, daß sich das weiße Kreuz im roten Feld durch alle Unbill der Zeit und der Menschen hindurch sechshundertfünfzig Jahre lang bewähren und erhalten konnte. Und unsere Feier entspringt nicht satter Genugtuung, das Bestehende kritiklos mit viel Blechmusik, Raketengeknatter und Rednerbalsam verherrlichen zu wollen, unsere Feier entspringt dem Bedürfnis, einmal ungehemmt unserer Freude Ausdruck verleihen zu dürfen, daß Lebenskampf und -Arbeit im Zeichen unseres Schweizerkreuzes Bestand haben, Früchte tragen, daß, wie es uns die Geschichte beweist, unser Weg ganz einfach der richtige ist. Und wer diese Feier richtig versteht, der weiß, daß sie neben der natürlichen Freude am Bestehenden, zum größten Teil erworbenen, zum kleinsten Teil selbst erschafften, vor allem das Eine bedeutet: Mahnung und Aufgabe.

Mahnung und Aufgabe ist uns vor allem unsere Fahne, die am 1. August auf den höchsten Gipfeln unserer Schneeriesen wie auf allen Häusern tief in der Ebene unten wehen wird. Keine schönere Fahne kennt der Schweizer als das weiße Kreuz im roten Feld. Nicht weil es seine Fahne ist, nein, aber weil sie wie kein anderes Symbol sein innerstes Wesen, sein Tun und Denken schlicht und stark und rein zum Ausdruck bringt. Und dabei immer beides ist: Mahnung und Aufgabe. Fahnen sind da, vorangetragen zu werden, für Bestehendes

braucht man keine Symbole. Dies ist der tiefere Sinn, daß wir alle am 1. August das Land mit unserer Fahne schmücken: sie soll uns alle daran mahnen, was Schweizer sein heißt und sie soll durch diese Mahnung uns die Aufgabe stellen, die wir täglich neu zu erfüllen haben, wenn das Schweizerbanner weiterhin über uns und unserem Lande flattern soll.

Mahnung und Aufgabe. Das Kreuz ist das Zeichen Christi, doch ist unser Kreuz auch ein Kreuz der Berge, der harten Arbeit in Fels und Wald, in Haus und Hof. Es ist ein Kreuz der Liebe und ein Kreuz der Tat. Es ist ein Kreuz der Gletscher und Felsen, der wilden Seen und Flüsse, der weiten Wälder und des harten Bodens. Breitschultrig, stark und aufrecht steht es da, unser Kreuz, wie ein Fels, und kein Sturm vermochte es bis heute zum Wanken zu bringen. Es ist ein Kreuz des Glaubens und der inneren Kraft. Und seine weiße Reinheit ist das Zeichen des Geistes: vier Arme hat es wie die Schweiz vier Sprachen. Es ist das Kreuz des Bundes und der Gemeinschaft. Auf dem roten Grunde des Lebens schlug das weiße Kreuz der christlichen Gemeinschaft sein Reich auf. Geist und Leben vereinigen sich zum einzig fruchtbaren Bunde. Und wie sich das weiße Kreuz über das rote Leben legt, so legen sich die Straßen unserer Pässe über die Alpen, und beide wollen dasselbe: Verbindung schaffen zwischen Menschen und Menschen, Völkern und Völkern, Sprachen und Sprachen, Konfessionen und Konfessionen. Verbindung des Geistes im Leben. Dies ist der Sinn unserer Fahne. Und dies ist Mahnung und Aufgabe unserer Fahne.

Mahnung und Aufgabe. Denn es genügt nicht, die Fahne vor das Fenster zu hängen und das Vaterlandslied anzustimmen. Noch weniger genügt es, mit den Taten der Vorfahren die Leere eigener Untätigkeit ausfüllen zu wollen. Dürfen wir es wagen, uns einen christlichen Staat zu nennen? (Ich denke an das Spiel unserer Parteipolitik.) Dürfen wir es wagen, uns eine wahre Gemeinschaft zu nennen? (Ich denke an jüngste Abstimmungskämpfe.) Dürfen wir es wagen, uns das Land der Verbindung zu nennen? (Ich denke an die Unduldsamkeit führender Geister.) Aber was bliebe uns noch zu tun, was bliebe uns noch zu leben, wenn wir dieser christliche Staat, diese echte Gemeinschaft, dieses Land der Verbindung schon wären? Seien wir doch ehrlich und gestehen wir uns doch ein, daß wir all dies noch lange, lange nicht sind, ja daß wir vielleicht ewig auf dem Wege zu diesen Zielen bleiben werden. Aber das ganze Leben ist ein Weg und alle menschliche Weisheit reicht nicht weiter, als zu erkennen, daß der Weg selbst das Ziel ist. Die Reinheit und Größe der Schweizer Fahne werden wir nie erreichen, auch wenn wir ihr unser ganzes Leben folgen — doch nicht dies ist das Entscheidende, sondern das einzig Wesentliche ist, daß wir unserer Fahne nach bestem Wissen und Gewissen und mit größter Anspannung unserer Kräfte

durch Sturm und Schnee und Sonnenschein folgen, mit jedem Schritte an Mahnung und Aufgabe denkend, die sie uns gibt.

Mahnung und Aufgabe. Wir müssen ehrlich davon überzeugt sein, daß in der Aufgabe, die uns unsere Fahne stellt, auch wirklich die Aufgabe unseres Lebens enthalten sei. Denn andere Völker empfangen ihre Mahnung und ihre Aufgabe von anderen Fahnen, anderen Kreuzen. Ich denke an das Kreuz der Dynamik, dem der rasende Lauf durch Raum und Zeit bereits die Enden umgebogen und das vor lauter Unrast gar nicht mehr gerade zu stehen vermag. Und ich denke an jene, die meinten, das starke und breite Schweizerkreuz in die Länge ziehen zu müssen, damit es seine Funktion als Rad der Dynamik besser erfülle. Es darf keine Kreuzesverwirrung eintreten und hier muß jeder klar sehen. Nicht die Anzahl der Fahnen, die am 1. August im ganzen Lande aufgezogen werden, soll bestimmend auf uns wirken, sondern Mahnung und Aufgabe der einzelnen Fahne, die wir in stiller Stunde auf uns sprechen lassen wollen.

*

Wenn dann am Abend der Feier die Reden schallen, Feuerwerke sprühen und Blechmusiken ihre Kaskaden über die andächtig lauschende Gemeinde ergießen, wenn die ganze Schweizergeschichte am Biertisch aufgerollt und Gottfried Kellers Geist das Fehlen des eigenen Geistes verdecken muß, dann denke an unser weißes Kreuz im roten Feld! Vielleicht stehst Du irgendwo in den Bergen und siehst weit oben am Fels unsere Fahne im Abendwinde flattern, von der untergehenden Sonne beleuchtet. Oder Du bist im Felde und beim Klang des Fahnenmarsches steigt das weiße Kreuz im roten Feld ruckweise in den Abendhimmel empor... Dann schließe für Augenblicke Dein Ohr dem Festgerede und -geklinge und denke an Mahnung und Aufgabe Deiner Fahne. Und denke, ob Dir dieser Berg, dieser See, dieses Dorf, diese Menschen — ob sie Dir alle gleich wert und gleich heilig wären, wenn nicht mehr Deine, sondern eine fremde Fahne über ihnen wehen würde? Dann weißt Du, für was Du feierst, für was Du da bist und für was Du zu kämpfen hast.

Denke am 1. August an Deine Fahne, an ihre Mahnung und an Deine Aufgabe!

Arnold Künzli

STUDENTINNEN, VERGESST DIE BERGBAUERN NICHT!

Geburtstage sind immer Tage des Schenkens. Und wenn die Heimat Geburtstag hat, beschenken wir sie in unseren Mitlandsleuten, die unserer Hilfe, unserer Gabe bedürfen. Es fehlen dem Amt für Arbeitskolonien im ganzen noch **70 Studentinnen**, um in den kommenden Ferien allen jenen Bergbauernfamilien Hilfe zu bringen, deren Not aus den unten beigefügten Briefen ersichtlich ist. Es wird von Euch Studentinnen dabei nicht mehr verlangt, als Ihr leisten könnt und dazu kehrt Ihr noch um ein großes Erlebnis reicher nach

Hause: Ihr seid Freund geworden mit Bauer und Bäuerin, Tier und Boden, und kein Bücherstudium kann Euch in jahrelanger Arbeit ersetzen, was Ihr in wenigen Wochen auf dem Lande gelernt und erlebt habt. Studentinnen, denkt an die Sechshundertfünfzigjahrfeier unserer Heimat, denkt daran, daß wir diesen Geburtstag nur feiern können, weil unsere Vorfahren für diese Heimat gearbeitet und gelebt haben. Feiert ihn mit, diesen Geburtstag, und beschenkt die Heimat, indem Ihr Euch freudig zum gesunden Dienst auf dem Lande meldet.

*

„Wenn wir nicht fürchteten, unser Haus samt Hausordnung auf den Kopf stellen zu müssen, wären wir recht froh, eine selbstlose Hilfe zu bekommen.

Das Fräulein muß jedenfalls Mut haben, denn es sind sieben Zwerge, wovon der Älteste im dreizehnten Altersjahr und ein dreijähriges Schneewittchen, die viel reden und lärmten. Also, Honigtopf ist keiner, viel Arbeit, jedoch habe ich auch für bezahlte Kräfte nie Unmögliches verlangt, geschweige denn für freiwillige Hilfe. Satt wird jedermann bei uns, nur kommts drauf an, ob gut genug, denn es gibt viele fleischlose Tage. Zimmer und Bett sind sauber . . .“

*

„Möchte mich diesen Sommer auch anmelden für eine Tochter aus der Arbeitskolonie, da wir eine ziemlich große Pflanzung haben, auch nächste Woche mit Heuen beginnen. Ich erwarte das 4. Kind und sollte womöglich ein bißchen Schonung haben. Der Mann geht als Alpsenn auf die Alp und dann bin ich zu allem allein mit drei kleinen Mädchen. Dazu sind wir nebenaus, 1 gute Stunde vom Dorf Adelboden entfernt, demnach ist es auch so weit für Kommissionen zu machen, und brauche immer die Nachbarn in Anspruch zu nehmen, die selbst mit Arbeit überlastet sind.“

*

Der Frauen- und Mütterverein in K. berichtet uns von einer Bergbauernfamilie, welche Ende Juli das 13. Kind erwartet. Die Mutter wünschte sich eine Medizinstudentin, damit ihr diese etwas von der Kinderpflege abnehmen könnte.

Die Familienverhältnisse seien ideal, der Haushalt sehr sauber, trotzdem die Frau die Arbeit allein bewältige. Die Kinder seien nett und gut erzogen, die Kost einfach und gesund.

*

Herr Pfarrer H. in O. schreibt uns:

„Familie K. in O. meldet sich für eine Studentin für drei Wochen. Der Hausvater muß die Heuernte seines Gütleins seinen beiden Knaben (der ältere ist immerhin 19jährig, der jüngere aber erst 14jährig) und seiner schwächlichen Frau überlassen, da er für seinen alten Vater in Adelboden heuen muß. Die Mutter, die noch zwei

Buben im Alter von vier und zwei Jahren zuhause hat, wäre froh, wenn sie etwas entlastet würde. Es handelt sich um sehr nette Leute in eher ärmlichen Verhältnissen. Die Studentin würde ein Zimmerchen für sich haben.“

*

„Hiermit möchte ich mich anmelden, daß ich gerne eine Studentin hätte vom 10. Juli fort. Ich war letztes Jahr sehr zufrieden mit der mir zugeteilten Studentin. Es ist wirklich nett, daß Ihre Städter uns armen, geplagten Bergbauern helfen wollt.“

BRIEF EINER STUDENTIN UND EINES STUDENTEN AUS DER ANBAUSCHLACHT.

I.

Mutter Courage und die Studentin.

Es ist halb drei am ersten Tag und in der guten Stube. Sie haben mich aufs Ruhebett gesetzt, vor eine Platte Speck und Sauerkraut für acht Personen. Und ich versuche, so viel wie möglich einzufüllen, in die vor Spannung zugeschnürte Kehle, und durch Umschichten des Fleisches und des Kohls den Platteninhalt kleiner scheinen zu lassen.

Auf mein inständig Flehn wird eine Hacke mir gegeben, und werd ich an ein Blumenbeet gestellt. Zum Glück wächst drin viel Unkraut, der einz'ge Halt für mich im Weltall. Aufs Hacken nur richt ich mein Sinnen, das schützt mich vor den vielen unbekannten Dingen, die auf mich lauern in dem fremden Lande.

Drei Knechte gibts. Sie heißen alle Fritz, und sitzen alle drei am Tisch mir gegenüber. Und alle drei tun sie genau wie Königstiger, und sehen durch mich durch wie Luft in weite Fernen. Und stolzer war ich nie, als wie der erste Fritz herab sich ließ, nach Tagen strenger Prüfung, und würdig mich erfand, mit ihm zu sprechen.

Und nach dem Frühstück fang ich an, Geschirr zu waschen. Und bald ist niemand da, es abzutrocknen, so tu ichs selbst, und niemand da, der Küche wischt und Hof. So tu ichs auch. Und niemand holt mehr Holz und richtet Schweinskartoffeln. Das Kind liegt naß im Bett und muß gesäubert werden, so tu ichs rasch. Die Urgroßmutter sucht jemand, der 20 Häftlein an dem Rock ihr schließe, und s'Kaffebeckelein herunterhol vom viel zu hohen Schaft. Salat ich rüsten muß fürs Abendessen, den Tisch ich deck — so geht es weiter bis zur letzten Tat, die Bettflasch aus der Urgroßmutter Bett in meins zu transportieren, denn es ist kalt und noch April.

Doch wenn das Doldenhorn aufleuchtet in der ersten Sonne, die Luft kalt ist und dick der Tau sich hat gelegt aufs kühle Gras, dann kommt ein groß Geschenk. Man darf allein sein einen ganzen Tag, mit irgend einer Pflanze und der Sonne, weit weg ist dann das Haus mit seinen vielen ungeflickten Strümpfen, mit dem Geschmier im

Schüttstein und dem urgroßmütterlichen Nörgeln. Bald ists ein Blumenbeet vor dem man kniet, den ganzen Tag, oder ist Löwenzahn, das Vitamin der Schweine, den man aussticht. Man zieht Rebsetzlinge aus, und immer ist's das Gleiche. Die große Freude, daß erst alles kalt noch ist und steif. Dann tauchen Kopf und Schultern in die Sonne, nur an den Füßen bleibt der frühe Morgen länger. Doch bald verjagt sie ihn auch dort und überflutet alles. Man braucht gar nichts zu tun als mitgehn in das starke Schwingen. Die Kratten mit den Pflanzen füllen schneller sich und schneller, weil man gelernt hat, wie sie angepackt sein wollen. Sonnenbeladen kommt der Nachmittag mit seiner großen Ruhe. Die Hände werden langsam, spüren schon um drei, daß Abend werden wird. Und alles wird nun weich und leicht, die Hände schaffen noch einmal ganz fest, sie tuns dem lieben Tag zum Dank. Und fünf Uhr ists, die Urgroßmutter ruft zum Äpfelrösten heim. Noch eine halbe Stunde schenkt man sich und zottelt steif und schwer, mit dankbarem und frohen Herzen in die dunkle Küche. Und in Spiralen schneid ich dann die Schalen von den Äpfeln, und zwar wunderschönen, und hör das urgroßmütterliche Nörgeln mit einem Riesenvorrat von Geduld.

Das Tagewerk geht an, wenn unterm schweren Schritt der Meisterin die Stiege knarrt. Schon steht sie da, die alles sieht mit ihren hellen Augen. Die Magd soll Rüben holen aus dem großen Keller, in dreien Tagen muß der Roggen gesät sein auf dem obern Feld, wenn reif er werden soll. Und Steine muß man lesen in dem andern Acker. Der dritte Fritz der muß dem Nachbarn pflügen. Die Käse muß man salzen und sofort, Thee anschütten für die kranke Kuh, die Schweine brauchen frisches Grün und Brot muß morgen schon gebacken werden.

Und wenn ich blaue Ringe seh um ihre Augen, so steigt zum Trotz sie auf die höchste Leiter, um Reben anzubinden, grad, weil ihr krankes Herz sie plagt und schmerzt.

So kann sie das Studentlein nicht verstehn, das seine Arbeit hinwarf nach zwei Tagen, weil blöd es fand so lange Holz zu spalten, und auf dem Boden ausgestreckt sich bald erholen wollte. Und grollen wird sie ihm, bis an ihr Lebensende. „Wir sind auch manchmal müd und können kaum mehr weiter, und nicht für uns nur ist die Arbeit, die wir tun. Es ist für euch in euern großen Städten, daß Brot ihr habt im nächsten Winter.“ So hör mit lauter Stimm ich oft sie rechten, und keinen Augenblick verläßt die Sorge sie um unser Land.

Ich glaube wer wie ich, Mutter Courage ihren schweren Wagen ziehen sah, vom Frühjahr bis zum Herbst und durch den kalten Winter. Und sah, wie immer schon sie sorgte, daß er fahre, und erst ausruhen wird vom Ziehn, wenn ihre Füß aufhören sie zu tragen. Der kann sein Wägelein ein wenig stehen lassen (es ist ein Leiterwägelein ja nur), und wird ihr helfen ziehen. Ihr Wagen ist so schwer

geworden heute, fast zu schwer. Und leichter war er als ich zog, das sagte sie zum Abschied als ich ging, und das erfüllt mein Herz mit großer Freude.

R. V. O.

II.

... Alte hatte es, die im Leben draußen gescheitert waren, — einer von ihnen war einmal Hotelportier in London gewesen, Junge, die das Geld nicht hatten etwas Anderes als Landwirtschaft zu erlernen, Knechte und Melker mit ihren Frauen und Kindern. Sie alle lebten gemeinsam auf dem großen Hof und träumten einmal ein eigenes Gütchen zu haben. So berichtete mir der 17jährige Verdingbub am ersten Tag meines Landdienstes, während wir von 5 Uhr morgens bis 7 Uhr abends in einem dunkeln Keller Saaterdäpfel sortierten. Er war manchmal zu nichts zu gebrauchen, der Bub, wenn er Heimweh hatte. Sein Vater war gestorben, seine Mutter im Irrenhaus.

Die folgenden Tage gingen wir noch bei Dunkelheit mit Roß und Wagen in den Wald zum Holzen. Das war die härteste Arbeit, die ich je gemacht hatte, und trotz Kälte und Schneegestöber rann einem der Schweiß von der Stirn vom Moment an, wo man die hohen Stämme ansägte, bis sie dann zum Sturze gebracht, von Ästen befreit, in kürzere Stücke gesägt auf den langen Wagen zu liegen kamen, wohin man sie mit vereinten Anstrengungen und viel Kraft und List beförderte.

Später gings dann Morgen für Morgen bei eisigem Wind hinter dem dampfenden Mistwagen aufs Feld und man schüttelte sich warm und den Mist in kleine Stücke, bis dann endlich die ersten Sonnenstrahlen kamen. Da wurde ich so allmählich Freund mit den Leuten und der Meisterknecht konnte seine Mistgabel mitten in der Arbeit einstecken, in die Ferne schauen und über vieles zu sprechen anfangen. Eines Tages schimpfte er dann plötzlich ganz unvermittelt über uns Juristen, die ihm so viel Kummer gemacht hätten, um mich nachher zu fragen, wie er wohl besser mit den Leuten auskommen könne und mit seiner zweiten Frau, — von der ersten war er geschieden. Ich versuchte ihm klar zu machen, daß es mit den Leuten gleich sei, wie mit dem Boden, gerade die Schwierigen brauchten mehr Geduld, wie der schlechte Boden mehr Mist.

Am Tag des Heiligen Josef, der Kirchenpatron in unserm Dorfe war, mußte ich dann zu den beiden Josefs, die wir hatten und zu allen andern sprechen, über Josef in Aegypten und seine und unsere Anbauschlacht. So konnte ich einmal allen sagen, was ich vorher nur Einzelnen gegenüber geäußert hatte.

Mit meinem Vorgesetzten kam ich erst nach zwei Wochen ins Gespräch, als ich ihm den Vorschlag machte, die Leute auch manchmal zu ermuntern und nicht nur mit ihnen zu sprechen, wenn er etwas zu tadeln habe. Auf seinen Einwand hin, die Leute seien gut

Die hiesigen Buchhandlungen halten sich
den Herren Studierenden der Zürcher Hoch-
schulen zur Deckung ihres Bedarfs an

Büchern

angelegentlichst empfohlen.

Der Buchhändlerverein Zürich

BIELLA



— Ringbücher für Studenten

Acto

6 Ringe

Academia

2 Ringe

auch Klemm-Mappen Biella

vorteilhaft in jedem guten Papiergeschäft

Studenten reiten nur mit der

A. R. S.

akademischen Reit-Sektion in
der Reitanstalt Seefeld.

Leitung:

Kav.-Major R. Bigler
Universitäts-Reitlehrer
Hufgasse 12

PHOTOCOPIE PHOTODRUCK

Die einzigartigen Vervielfälti-
gungsverfahren für jede strich-
clichéfähige Vorlage.
Verlangen Sie Preisliste und
Aufklärung durch das
Spezialgeschäft

PHOTO **Hausmann**
KINO & CO. AG
ZÜRICH · BAHNHOFSTRASSE 91

J. J. Kindt-Kiefer

Dr. phil. et jur.

Otelfingen-Zürich

Ueber die Funda- mentalstruktur des Staates

**Theorie der sozialen
Ganzheit**

XXVII + 534 S. Geb. Fr. 24.—

Paul Haupt, Verlag, Bern

Die vielbeachtete **ganzheitliche
Staatsphilosophie** unseres Kom-
missionen **klärt** den Blick jedes Stu-
dierenden für die Zusammenhänge
von Macht, Recht, Geist und Wirt-
schaft

| Solange der Akademiker

Bier kneipt und

beim Wein Anregung sucht, wird der Ungeschulte schwerlich glauben,

daß die Alkoholwirkung bloße Vortäuschung falscher Tatsachen,

daß das Gärgewerbe ein Gewerbe zur Zerstörung von Nahrungsmitteln

und daß der Alkoholismus „die wichtigste Ursache von Krankheit“ ist.

LIBERTAS

Gut essen zu niedrigen Preisen

im alkoholfreien Restaurant **BOHÈME**

Universitätstraße 46

**Frühstück,
Mittag- und
Abendessen** _____

DAS RESTAURANT FÜR JUNGE LEUTE

bezahlt und es sei deshalb selbstverständlich, daß sie gut arbeiteten, versuchte ich ihm zu zeigen, wie wir eine richtige Familie werden könnten, wie ja auch er seinem Hund ab und zu einen Zucker gebe und nicht nur strenge Befehle. Wir sprachen noch bis spät in die Nacht hinein über unser Land, während seine Frau mit dem Stricknadeln auf der Ofenbank klapperte und ab und zu einen tiefen Seufzer ausstieß.

Am nächsten Morgen war er nicht guter Laune, schoß den ganzen Morgen auf die unschuldigen Spatzen, beobachtete uns beim Arbeiten auf dem Felde draußen mit dem Fernglas, schimpfte, wie wir von der Arbeit zurückkamen, — kurzum für einige Tage war der Teufel los. Es fiel mir schwer, ihn richtig gern zu haben. Später ging es dann doch besser. Er saß am Abend dazu, wenn wir die Kartoffeln für die Röstli des folgenden Tages bereit machten und lachte mit uns allen.

Am letzten Abend nach einer Schnitzelbank, die ich über die verschiedenen Leute gemacht hatte, hielt er eine feine Rede, in der er uns zwei Studenten für unsere Arbeit und unser Kommen dankte und sagte, wie mißtrauisch er anfangs gegen uns Gschtudierte gewesen sei.

Von Zürich aus schrieb ich ihm dann noch in einem langen Brief, daß auf seinem Hof nicht nur das beste Korn, sondern auch die zuverlässigsten Leute heranwachsen könnten, wenn er die Mühe auf sich nehme, das richtige Klima zu schaffen. Das war noch mehr als ich ihm an jenem Abend erzählt hatte und ich bangte einige Tage, was wohl als Antwort kommen werde. Kurze Zeit später war ein riesiger Laib Bauernbrot da mit einem kleinen Zettel: „In Dankbarkeit und Liebe ihr ...“

Meine Schwester war gleichzeitig auf einem Hof am Thunersee. Wir haben beide unser Land neu lieben gelernt und hart arbeiten dazu.

v. O.

DIE TAGE ZWISCHEN DEN FESTEN.

Wie einer nach sechs Tagen, die ihm keinen Augenblick Zeit ließen, sich mit etwas anderem, als mit seiner Arbeit zu beschäftigen, im sonntäglichen Gottesdienst in einer eindrucksvollen Feier jenes Maß an Erbauung findet, das ihm wieder für eine Woche den nötigen inneren Halt verleiht, so belebt sich in manchem an einem der Feste zum Jubiläum der Eidgenossenschaft von neuem ein patriotisches Feuer, das ihm genügt, um wieder längere Zeit seiner Arbeit nachgehen zu können, das feste Bewußtsein im Herzen, daß seine Heimat doch ein besonderes Stück Erde ist, das nicht so leicht untergehen wird. (Die Ermahnung des „Erwirb es um es zu besitzen“ hat er schon am nächsten Tag vergessen.)

So bequem geht es aber heute nicht mehr: neben die mehr auf

das Gefühl wirkenden Feste muß täglich eine Auseinandersetzung mit den Fragen unserer Heimat treten. Hundertfach tauchen Probleme auf. Wir dürfen ihnen nicht aus dem Wege gehen, dürfen nicht aus irgend einer Enttäuschung oder aus Apathie sagen: „Mir ist alles gleich.“ Besonders die akademische Jugend darf sich der Mitverantwortung nicht entziehen. Sie muß darnach trachten, unter dem Regenschirm der Zensur, von dem im letzten „Zürcher Student“ die Rede war, nicht trocken zu bleiben.

Sehr wichtig ist auch, daß wir neben dem Problem „Wir und Europa“ das Problem „Wir und die Schweiz“ nicht vergessen. Der innenpolitische Teil der Zeitung verdient die gleiche Beachtung wie die Berichte aus dem Ausland. Je weniger wir den Sachverhalt der Dinge kennen, um so leichter werden wir auf die Schlagwörter von Konjunkturpolitikern hereinfliegen.

Wir müssen uns aber nicht nur selbst mit den innen- und außenpolitischen Fragen auseinandersetzen, sondern die gewonnenen Erkenntnisse schiefgewickelten Mitbürgern auch beizubringen versuchen. Kommilitonen zu überzeugen wird schwer fallen. Aber im Aktivdienst z. B. dürfen wir nicht schweigen. Daß ein Offizier seine Soldaten aufzuklären sucht, ist für ihn meist selbstverständlich. Der Student im Mannschaftsstand aber glaubt gewöhnlich, ins gleiche Horn wie seine Kameraden aus einfacheren Kreisen stoßen zu müssen. Wie ein richtiger (Spieß-)Bürger im Wehrkleid schimpft er über die Schikanen der Soldatenschule, über den schlechten Fraß, über die selbstverständliche Unfähigkeit der Vorgesetzten, über die Sinnlosigkeit der Mobilmachung und die Fragwürdigkeit des Widerstandes usw. Da muß die bessere Meinung in guter Kameradschaft fest vertreten werden.

Kleine Auseinandersetzungen an den Tagen zwischen den großen Festen — eine wichtige Aufgabe für uns Studenten! F. Lang, Arch.

„ZU AKADEMISCH . . .“

Lieber Redaktor!

Die Aufforderung im letzten „Zürcher Student“, Artikel zur 650-Jahrfeier einzusenden, hat mir den nötigen Auftrieb gegeben, diese Zeilen zu verfassen, und zwar einige Gedanken zur akademischen Feier in der Aula der Universität.

Ich war an der akademischen Feier. Zwei Tage später erhielt ich die Broschüre mit den Ansprachen der Referenten per Post ins Haus.

Um es gleich vorweg zu nehmen: mir hat die Broschüre besser gefallen, als die Feier selber.

Warum?

In folgendem will ich versuchen, meine damaligen, irrationalen Empfindungen in einfache Worte zu fassen:

Ich war also von „unserer“ Feier enttäuscht und brachte an jenem Samstagmorgen nicht das, was ich erwartet hatte, heim. Wie ich später in Gesprächen sah, ging es auch andern so. Ich hatte aber auch nicht größere Worte, mehr Pathos erwartet, oder einen patriotischen Rausch in Erinnerung an ehemalige Heldentaten der alten Eidgenossen! Hingegen hatte ich den bestimmten Eindruck, daß in etwas ein Fehler gemacht worden war. Nach meiner Überzeugung war das Leitmotiv, nach welchem die ganze Feier aufgebaut wurde, zu akademisch, zu „hoch“ gewählt.

„Vom Wesen der Eidgenossenschaft“, das ist ein wunderbares Leitmotiv und inhaltlich kaum auszuschöpfen. Die Einzelvorträge der Referenten, unserer Dozenten, wären dementsprechend interessant und haben sicher allen Zuhörern viel Wissenswertes vermittelt, entsprechend den Fakultäten, die sie vertraten, den anderen Verständnis und Einblick verschafft und schließlich — was eigentlich der Zweck war — uns allen wieder einmal die Vielfältigkeit unseres Staates demonstrativ vor Augen geführt.

So vorzüglich das war, die Eindrücke von jenem Morgen, da wir Studenten das 650jährige Bestehen der Eidgenossenschaft feierten, waren nicht besonders tief. Als Büchlein sagen mir die Referate unter der Titel „Vom Wesen der Eidgenossenschaft“ viel mehr, als Feier scheint mir der Leitgedanke unter dem sie zusammengefaßt stehen, zu wenig kompakt, zu wenig eindringlich, zu wenig gegenwartsnah, zu akademisch.

Und nun nach der negativen Kritik das Positive. Folgendes etwa sind in knappen Worten meine Gedanken:

Wir Studenten sollten dank unserer Bildungsmöglichkeiten an den Hochschulen später einmal die geistige Elite unseres Volkes werden. „Geistige Elite“ bezieht sich nicht nur auf eine tadellose Berufsausbildung, sondern ebenso auf eine saubere und eindeutige geistige und ethische Haltung. Neben der guten Erbanlage (für die wir nichts können) müssen wir uns durch Zucht die geistigen und moralischen Fähigkeiten erkämpfen. Für diesen Kampf brauchen wir Hilfe. Diese Hilfe kommt uns aus ganz verschiedenen Quellen zu: aus dem Elternhaus, von unsern Kameraden, aus dem Studium, bei dem einen aus einer Vereinigung, der er angehört, beim andern aus Geschichtsstudien — so gibt es viele Möglichkeiten.

Und nun komme ich auf den Kern: ich, und andere mit denen ich darüber sprach, erwarteten besonders von der 650-Jahrfeier als günstigste Gelegenheit jene gewisse Hilfe, auf die wohl die wenigsten von uns verzichten können.

Uns erschien die Feier jedoch zu akademisch, zu „hoch“, allzu

sehr losgelöst vom heutigen Weltgeschehen, das am Bestand unseres Staates, wie er uns teuer ist, rüttelt.

Warum ich glaube, daß viele von uns etwas von jener Hilfe notwendig haben, von der ich sprach?

Wir leben in einer Zeit, in der bereits viel geschehen ist und noch viel geschehen wird. Dieses Geschehen macht nicht an unseren Grenzen Halt. Es bedroht die Grundprinzipien, auf denen unser Staat beruht und lebt. Es ist geistiges, wirtschaftliches und kriegerisches Geschehen, das uns bedrohen kann und uns zum Teil bereits erfaßt hat. Wir müssen innerlich sehr stark sein, wollen wir allen diesen Bedrohungen so begegnen, daß wir die nötige Kraft aufbringen, das zu verteidigen, was wir in unserm Staat für uns, für unsere Angehörigen, unsere Nachfahren und gegenüber Gott bewahren wollen, jene geistigen und moralischen Güter für die wir Eidgenossen sind.

Ein eindringliches Beispiel:

Es liegt im Bereich der Möglichkeiten, daß wir eines Tages im Wechsel des Weltgeschehens von einem Großstaat militärisch angegriffen werden. Wir sind bereit zu kämpfen, haben bis zum äußersten mobilisiert, unsere Verteidigungsanlagen sind nach besten Plänen angelegt; jeder, Soldat, Rüstungsarbeiter, Frauen geben ihr bestes her. Haben wir Hoffnung, unsere Grenzen, oder das Voralpenland oder die Alpen auf Monate und Jahre zu halten? Wir werden bis zum äußersten kämpfen, um jeden Fleck Land, aber wir werden nicht mehr für Land, zur Erhaltung materieller Güter kämpfen, sondern für unsere Ehre, für die Einlösung des Eides als Eidgenossen, den unsere Vorfahren in manchem Kampf einlösen mußten. Vor solchen Perspektiven gibt es kein Entweichen nach Amerika, keine Flucht auf eine ferne Südseeinsel. Ein solcher Untergang ist aber nicht nur furchtbar, sondern auch fruchtbar: Dieser Staat hat sich das Recht mit Blut erkämpft, später wieder aufzuerstehen, ist Realität in der Geschichte und nicht nur ein künstliches, zufälliges Gebilde.

Das war ein Beispiel, hinkend wie alle, aber es gilt nicht nur für kriegerisch-materielle Bedrohung, sondern ebenso für geistige Bedrohung.

Um diesen Bedrohungen standzuhalten, braucht es Kraft. Wir Studenten sollten gemäß unsern Verpflichtungen gegenüber dem Staat diese Kraft aufbringen. Aber die meisten von uns brauchen dazu noch Hilfe. Unsere 650-Jahresfeier hätte nicht nur äußerst interessant sein sollen, sondern wäre eine gute Gelegenheit gewesen, manchem etwas ins Herz zu legen, an dem er länger hätte zehren können. Die Referenten waren an das Leitmotiv der Feier gebunden und konnten nur in wenigen Sätzen, statt an unsern Geist allein, zu unserm Herzen sprechen. Prof. Brunner konnte dem am besten entsprechen, da er als Theologe naturgemäß einem der Grundgedanken der Eidgenossenschaft am nächsten kommt. Sein Referat „Der christ-

liche Staat“ konnte sich einerseits ganz dem Leitgedanken der Feier unterordnen und sprach andererseits direkt zum Hörer.

Einfache, unpathetische Worte wollten wir hören, die erzählen, was wir von den Vorfahren bekommen haben — das nun 650 Jahre alt geworden ist — für das wir mit unserm Leben verantwortlich sind, daß es noch weitere Geburtstage feiern kann. Worte, die wie Samen Frucht bringen sollen, daß wir getreu dem Sinn Eidgenossen bleiben.

Werner Weyland.

SCHÖPFERISCHE HEIMATKUNDE.

*

Als Ricarda Huch nach Zürich kam und ein Jahrzehnt lang in dieser Stadt wirkte, erstarkte in ihr der Sinn für das geschichtliche Geschehen, das sie in ihren Werken so packend und großartig zu gestalten weiß. „Sehr gefiel es mir, daß die Familiengeschichte gepflegt wurde, daß viele Familien ihren Ursprung in weit zurückliegende Jahrhunderte verfolgen konnten, daß man schon aus dem Namen einer jeden schließen konnte, aus welcher Gegend sie stammte. In Deutschland hatten fast nur die altadligen oder alte reichsstädtische Familien einen Stammbaum. Mein historischer Sinn fühlte sich davon angezogen. Ebenso wie die Familiengeschichte wurde die Geschichte der Städte, der Kantone, des Landes und Volkes gepflegt, und zwar nicht nur von zünftigen Gelehrten. Es gab in Zürich viele Herren, die Kaufleute oder Fabrikanten waren oder gewesen waren und sich mit Einzelforschungen in der Geschichte beschäftigten. Viele von den Neujahrsblättern, die nach alter Sitte von einer Reihe von Gesellschaften herausgegeben wurden, kamen auf diese Weise zustande.“ Diese Worte stehen in den gerade für Akademiker lesenswerten Erinnerungen „Frühling in der Schweiz“. Aber schon vor hundert Jahren hat ein anderer großer Dichter, Adalbert Stifter, den Wert der Heimatkunde erkannt. Im „Nachsommer“ betritt eine Reisegesellschaft eine Burgruine, und einer der Teilnehmer wendet sich zu den Umstehenden: „Was alle diese Menschen getan haben, wäre zum Teile in den Papieren und Pergamenten enthalten, die in den Häusern und Schlössern dieses Landes und mitunter auch in entfernten Städten liegen. Einige wissen einen Teil dieser Taten, die meisten sind damit völlig unbekannt und diejenigen, welche auf den Spuren herumgehen, die ihre Vorfahren getreten haben, wissen oft nicht, wer diese gewesen sind. Es wäre nicht unziemlich, wenn durch Öffnung der Briefgewölbe in allen Ländern auch Einzelgeschichten von Familien und Gegenden verfaßt würden, die unser Herz oft näher berühren und uns greiflicher sind als die großen Geschichten der großen Reiche. Man betritt wohl diesen Weg, aber vielleicht nicht ausreichend und nicht in der rechten Art.“

Die unser Herz oft näher berühren! Die Beschäftigung mit Geschichte und Natur der engeren Heimat ist eine Angelegenheit des liebevollen Eingehens auf kleine, oft unbedeutende Geschehnisse und Naturvorkommen. Es muß das Herz ergänzen, was der Wichtigkeit und dem Ausmaße des Stoffes abgeht. An was könnte man das Große und Unsterbliche erkennen, wenn nicht daneben das Kleine und Vergängliche bestünde? Das Eingehen auf das Unscheinbare schließt jedoch die Beschäftigung mit dem Erhabenen nicht aus. Der Sinn der Heimatkunde ist auch der, das andere Extrem zu vermeiden, das Weltbürgertum. Da kennt wohl einer sämtliche Werke Rembrandts, aber die Arbeiten unserer Kleinmeister sind ihm gänzlich unbekannt; da hat einer alle Meere befahren und geht am stillen See des Mittellandes achtlos vorüber; da kann einer die Upanischaden in der Ursprache lesen und weiß nichts von der Schönheit der Muttersprache. Ja Muttersprache! Ist es nicht bezeichnend, daß wir die Sprache, die wir von Geburt an sprechen, nach der Mutter, und das Land, in welchem wir aufgewachsen sind, nach dem Vater benennen?

Wer eine größere Stadt zur Heimat hat, wird in ihrer Vergangenheit ohne weiteres genügend Berührungspunkte mit dem großen Weltgeschehen finden. Ein Zürcher zum Beispiel kennt in Gottfried Keller eine Persönlichkeit, die nicht nur im Bewußtsein der Stadt, sondern ebenso sehr in dem der Weltliteratur lebendig ist. Ein Bewohner des Berner Oberlandes lebt in einer geschichtlichen Landschaft, deren Naturschönheiten dem ganzen Erdkreis bekannt sind. Schwieriger hat es der Bürger einer Kleinstadt oder eines Dorfes. Er muß seine ganze Liebe zur Heimat, seine ganze Beredsamkeit, sein Können und sein Wissen an dieses Ziel hingeben.

Welch dankbares, welch umfassendes Arbeitsgebiet öffnet die Heimatkunde dem Akademiker! Dieser Dank kommt weniger von Seiten der Öffentlichkeit als vielmehr aus dem eigenen Innern, aus der eigenen Befriedigung. Allerdings muß sich der Akademiker bewußt sein, daß die Beschäftigung mit der Heimatkunde nur selten einen großen Namen verleiht. Es ist ja die größte Klage der gebildeten Welt, daß die Universitas des geistigen Erbes durch die Spezialisierung verloren gegangen sei. In der Heimatkunde, auf diesem eng umschriebenen und leicht übersichtbaren Gebiet, kann sie wieder gewonnen werden. Hier verliert sich der Blick ins Ungemessene; er bleibt an den vertrauten und geliebten Dingen des nächsten Lebenskreises hängen und vermag ihre Gestalt genau zu erkennen. Wenn nun auch der Kreis des Geschehens eng und überblickbar ist, so ist dennoch das Leben, das er umschließt, genau so vielfältig wie in der großen Welt, nur in kleinerem Maßstab. Das amorphe Weltgeschehen kristallisiert sich gleichsam in einem Punkt. Es gibt kein Wissensgebiet, das nicht auch in der Heimatkunde anwendbar wäre.

Nicht nur der Stoff selbst, auch die Art der Erkennung und Ver-

arbeitung ist eine des Akademikers würdige Aufgabe. Er kann die Methoden der Wissenschaft anwenden oder mehr auf volkstümliche Wirkung bedacht sein. Bei schriftlichen Arbeiten kann er eine angemessene sprachliche Form erstreben und sich bemühen, den Aufbau der Arbeit klar und prägnant zu gestalten. Gerade an der sprachlichen Darstellung zeigt sich die Meisterschaft, und es ist keineswegs so, daß nur bedeutende Themen eine bedeutende Darstellung verlangen. Auch die Arbeit auf dem Gebiet der Heimatkunde verlangt eine gründliche, saubere und gefällige Form; an ihr läßt sich ja gerade prüfen, wie groß die Hingabe und folglich auch der endgültige Wert der erfüllten Aufgabe ist.

Schließlich soll der Akademiker die Mitarbeit in den kulturellen Institutionen und Vereinen nicht vernachlässigen, wenn auch dieses Arbeitsgebiet nicht mehr direkt zur Heimatkunde gehört. Denn die wahre Liebe zur Heimat äußert sich auch im Interesse für die allgemeinen Wissenschaften und Künste, und eine Gemeinde, die ein reges kulturelles Leben besitzt, für musikalische und allgemeinbildende Veranstaltungen Verständnis besitzt, vernachlässigt auch die heimatkundlichen Belange nicht. Der Akademiker aber ist berufen, dank seiner Bildung beispielgebend zu wirken und voranzugehen, und dazu gehört nicht zuletzt auch die Anteilnahme am politisch-wirtschaftlichen Leben der Gemeinde.

Der Sinn des akademischen Studiums besteht doch nicht in einem gewissen Hochmut und einem Gefühl der Erhabenheit über die Dinge des Alltags, sondern gerade in ihrer tieferen Erkenntnis, auch wenn sie auf den ersten Blick unbedeutend erscheinen. Und ist man selbst so groß, daß man das Unscheinbare verachten dürfte? Sammelt man nur solche Freunde um sich, die weltberühmt sind, gewinnt man sie nicht vielmehr nach dem Werte ihres Innern? Die Heimatkunde und die Weltkunde sind mit einer kleinen und einer großen Stadt zu vergleichen. Gewiß besitzt die große Stadt die glänzenderen Gebäulichkeiten, das regere Leben, die bedeutenderen Einrichtungen. Aber keiner ihrer Bewohner ist ganz in ihr zu Hause, jeder kennt nur einen kleinen Teil und besitzt somit nur ein unvollkommenes Bild. Der Bürger der kleinen Stadt aber kennt seine Heimat ganz, jeden Winkel und jede Gasse, denn er ist schon so oft durch sie gegangen, und wenn auch keine Paläste daran stehen, so sind ihm doch die vertrauten Häuser liebenswert genug. Und so verhält es sich mit der Heimat-

„Si je savais quelque chose qui me fût utile et qui fût préjudiciable à ma famille, je la rejetterais de mon esprit. Si je savais quelque chose utile à ma famille, et qui ne le fût pas à ma patrie, je chercherais à l'oublier. Si je savais quelque chose utile à ma patrie, et qui fût préjudiciable à l'Europe ou bien fût utile à l'Europe et préjudiciable au Genre humain, je le regarderais comme un crime.“
(Montesquieu: „Pensées.“)

kunde. „Die großen Lichter leuchten ja weithin, aber die kleinen wärmen“, sagt der Dichter Karl Heinrich Waggenerl in einem seiner Werke. Daher kommt es, daß derjenige, der sich mit der Heimatkunde abgibt, nicht nur einen scharfen Verstand und wissenschaftliches Können braucht, sondern ebenso sehr eine gewisse Demut und eine leidenschaftliche Hingabe. Ja, es könnte vielleicht sein, daß er über die rein sachliche und erklärende Darlegung zum begeisterten Lobe der Heimat gelangen könnte und zum Dichter heimatlicher Schönheit würde, oder daß er den Zeichenstift nicht nur zu wissenschaftlicher Erläuterung brauchte, sondern beglückten Auges zum Maler der blühenden Heimaterde reifte. Dann würde er einsehen, daß der Verstand nur das Gerüst, die Liebe aber das Herz der Dinge entdeckt; sein Wirkungskreis käme ihm nicht mehr eng und unbedeutend vor, und er hätte eine Stätte gewonnen, die ihm zugleich Ansporn und Trost ist fürs ganze Leben.

Uli Münzel, cand. pharm.

VON DER SCHWEIZERISCHEN IDEE.

Wenn man von der Vervollkommnungsfähigkeit unseres Landes spricht, so beschränkt sich die Diskussion meist auf die Auseinandersetzung mit dem politischen Apparat. Im Schatten dieser Kontroverse hat die Diskussion um die Idee der Schweiz keine hohen Wellen geschlagen. Eine Haltung, die zweifellos allein dem Standpunkt des Schweizers entspricht, wenn wir unter dieser Idee das uns überkommene Erbe als Summe und Werk geschichtlicher Entwicklungen, des Lebenswerkes großer Männer und realer Voraussetzungen verstehen. Aber eine Idee kann noch so imponierend sein; sie liegt brach, so lange sie nicht ihre Bestimmung findet: Verkörperung und Tätigkeit durch den Menschen.

Herausfordernd stellt sich uns heute die Frage entgegen: Eignet dieser schweizerischen Idee nur das Dasein eines Privatiers, eine Art Sonderexistenz, deren bloßes Vorhandensein sie nach innen dokumentiert und nach außen legitimiert?

Ist sie ein Spiegel, der dem Schweizer sein Bild in veredelter Auflage präsentiert, wenn er sich sonntags einen Blick hineinzuwerfen bemüht?

Oder aber verkörpert der Schweizer diese Idee, und wird dadurch die brachliegende Idee zur aktiven Potenz?

Kurz gesagt: Lebt der Schweizer diese Idee, oder lebt er an ihr vorbei? Die Berechtigung dieser Frage braucht wohl kaum näher begründet zu werden. Sie tritt uns überall entgegen: z. B. in den niedrigen Wählerzahlen, in der leichten Beeinflussbarkeit der Wähler. Aber auch aus unseren eigenen Reihen ist das Banner dieses aufdringlichen Fragezeichens erhoben worden: Ist nicht das **Problem der Gemeinschaft** wie ein roter Faden durch die Hefte unserer Zeitschrift ersichtlich? Auch unser neuer Redaktor hat sogleich kräftig

in dieses Problem eingelenkt, aber ein erstaunlich geringes Echo gefunden, das zudem rein negativ war. Diese letztere Eigenschaft wollen wir dem Ausländer nicht verargen, um so bedauerlicher aber ist die Interesselosigkeit bei unseren Zürcherkommilitonen.

Wenn man Studenten in der Diskussion beobachtet, bekommt man oft den Eindruck eines Jonglierens mit Worten: Ein Hin und Her von Formeln von Intellekt zu Intellekt.

Machen wir uns keine Illusionen: Der sterile Individualismus, der einen egozentrischen Egoismus zur Quelle hat, dürfte auf der ethischen Bewertungsskala kaum höher zu finden sein, als das Leben als bloßes Glied der Masse.

Erinnern wir uns, daß der Unterschied zwischen Demokratie und Diktatur ja eigentlich nicht in dem kleineren oder größeren Maße der Freiheit beruht, die oft mit Egoismus verwechselt wird. Sie besteht vielmehr darin, daß der Schweizer die Grenzen seiner Freiheit, die beim autoritären System oktroyiert werden, sich selber setzt. Ein Unterschied, der unwesentlich in den Worten klingt, im Wesen aber das Entscheidende ist, wird doch dem Menschen dadurch das Geschenk der freien Würde verliehen und die Möglichkeit zum autonomen ethischen Sein.

Erinnern wir uns weiter, daß heute im Ausland viele Anhänger einer bedingungslosen staatlichen Konzentration mit einem resignierten Achselzucken die Idee der Freiheit zur Seite schieben; nicht weil sie sie zum Vornherein ablehnen, sondern weil sie den Glauben an ihre Realisierungsmöglichkeit verloren haben. Diesen Glauben also an die Realisierungsmöglichkeiten der demokratischen Idee braucht es hochzuhalten. Der Dienst an diesem Glauben muß unsere Aufgabe sein.

Wir dürfen ruhig sagen, wir sind zur Hochhaltung des Freiheitsgedankens mehr berechtigt, aber auch mehr verpflichtet, als die uns umgebenden Staaten: Unsere Freiheit ist viel organischer aus dem geschichtlichen Geschehen hervorgewachsen, und ihre Wurzel reicht in Jahrhunderte zurück, da um uns die Nachfolgerstaaten des fränkischen Imperiums, wie auch die säkularisierten Päpste mit einer unerbittlichen Intensität versuchten, die persönliche Freiheit zugunsten der staatlichen Macht abzubauen. Unsere Freiheit ist nicht entstanden aus einer Vergewaltigung des organischen Lebens durch den utopistischen Verstand!

Der Weg zur Gemeinschaft ist für den Schweizer mit weit größeren Hindernissen bedacht, als für den Ausländer. Die Schwierigkeit, aber auch das Privileg zugleich, liegt in dem Recht des Schweizers auf volle Entfaltung und runde Ausbildung seiner Persönlichkeit, dessen Betätigung oft zum Egoismus ausartet. Dem Ausländer stehen ein Programm zur Verfügung, meist auch das Vorbild begeisternder Männer. Dem Schweizer gebricht es meist an beiden. Der Antrieb

zur Bildung der einzelnen Persönlichkeit und der Gemeinschaft muß bei ihm von innen ausgehen, muß eigene, unermüdliche Arbeit sein. Daher kann man als Führer zur schweizerischen Gemeinschaft nur das Wort Prof. Grisebachs zitieren: „Jeder kann in der Vorbereitung richtiger Gemeinschaft nur bei sich selbst beginnen.“

Neben der Gemeinschaftsidee ist eine lebensnotwendige Voraussetzung unseres Landes die Urteilsfähigkeit des einzelnen Menschen. Eine Voraussetzung, deren Realisierung erst zum Teil vollendet ist. Was unsere Väter im kühnen Schwung der souveränen Idee zur Voraussetzung unserer Staatsform gemacht haben, müssen wir heute in unermüdlicher Arbeit weiterführen. Ein Mittel dazu wäre eine Art staatsbürgerlicher Zensur, die die Kontrolle über ein gewisses Mindestmaß an Kenntnissen übernähme (Verfassung und die hohe Schule der Schweizergeschichte: 1. Hälfte des 19. Jh.). Diese Kenntnisse hätten als Grundlage zu dienen für die selbständige Beurteilung von Fragen, die seiner Zuständigkeit unterliegen. Wohlverstanden, die Prüfung brächte keine Ausscheidung auf Grund intellektueller Fähigkeiten, sie wäre vielmehr eine freie Interessebekundung an unserer Heimat, zu der ausschließlich guter Wille erforderlich wäre.

Der Zweck dieser Betrachtung war es, wieder einmal hinter die Diskussion des politischen Apparates zurück auf die Idee zu weisen. Die Diskussion der politischen Formen kann nur der Rationalisierung unserer Staatsmachinerie den Weg ebnen, deren Notwendigkeit uns die heutige Zeit allerdings mit erschreckender Konsequenz zeigt.

Daneben dürfen wir aber auch nicht vergessen, daß diese Formen: Die Verfassung von 1841, uns nur die **Möglichkeit** zur Demokratie verschaffen: Eidgenossenschaft ist nicht Tatsache, sondern Streben! Oder anders gesagt: **Wir haben vor wenigen Tagen nicht das 650. Jahr des Bestehens unserer Eidgenossenschaft gefeiert, sondern das 650. Jahr auf dem Wege zur Eidgenossenschaft.** U. N.

KRIEGSTAGEBUCH.

Die folgenden Aufzeichnungen sind wortgetreu aus dem authentischen Tagebuche eines unserer Kommilitonen abgeschrieben, der uns seine Schilderungen, Gedanken und Träume zur Veröffentlichung überließ. Es ist ein Kriegstagebuch aus dem Lande des Friedens, und gerade dieses erhöhte Maß von Besinnung und Willen zum Aufbau, die sich aus dieser Tatsache ergeben, gestalten das Werk einsamer Stunden zu etwas für uns alle Wertvollem. Falls sich unsere Leser angesprochen fühlen, werden wir in den nächsten Nummern mit der Veröffentlichung fortfahren. Die Redaktion.

1. September 1939. Am Tage des Beginns des neuen Weltkrieges. — Was heute in stiller, verbissener Arbeit in Geist und Wissenschaft geleistet wird, fern vom Schlachtfelde und den Glorien des Kriegsgottes, wird einmal ebenso fruchtbar sein wie der Einsatz der Soldaten an der Front. —

6. September. — Kampf muß immer sein, aber wir sollten endlich zur Einsicht gelangen, daß dieser Kampf nur dann fruchtbar und „der Vater aller Dinge“ ist, wenn er, statt alles zu zerstören, nur das Krankhafte, Unnütze, Schlechte beseitigt und das Gesunde, Starke festigt und fördert. — Die Engländer warfen neun Millionen Propagandazettel über Deutschland ab. Papier gegen Stahl, Druckerschwärze gegen Munition!

7. September. — Die Illusion vom ewigen Frieden! Ist der Krieg für die Menschheit nicht, was der Tod für das Individuum: geheimnisvoller, aber unerbittlicher göttlicher Ratschluß? — Aktuelles Xenion Goethes entdeckt:

„Der Achse wird mancher Stoß versetzt,
Sie rührt sich nicht — und bricht zuletzt.“

Und aus Herders Legenden spricht mich „Der Tapfere“ an:

„Ein böses Heldentum, wenn gegen Mensch
Der Mensch zu Felde zieht! Er dürstet nicht
Nach seinem Blut, das er nicht trinken kann;
Er will sein Fleisch nicht essen; aber ihn
Zerhaun, zerhacken will er, töten ihn! —“

11. September. — Ich entsinne mich meiner Römerfahrt des letzten Jahres und all der Häuser, die mit Sprüchen Mussolinis breit überschrieben waren. Besonders sein Wahlspruch: „Credere, ubbidire, combattere“ stach überall hervor. Und nun eben höre ich im Schweizer Radio einen Redner seine Ansprache mit dem Wahlspruche schließen: „Credere, aiutare, lavorare!“ Ubbidire — aiutare, gehorchen — helfen: hier begegnen sich zwei Welten, denen das Zusammenkommen schwer fallen wird. Und liegt nicht schon im „Credere“, obschon das Wort dasselbe ist, bei jedem ein anderer Sinn? Der eine meint den Staat und der andere Gott.

13. September. — Rousseau würde sich freuen heute, hat sich doch seine Prophezeiung im „Emile“ nur allzu treffend erfüllt: „... le sort prochain de l'Europe: les sciences, les arts, la philosophie et les mœurs qu'elle engendre ne tarderont pas d'en faire un désert. Elle sera peuplée de bêtes féroces...“ — Alles was noch Beine zum Gehen, Augen zum Sehen und Arme zum Helfen hat, hilft bei der Verteidigung Warschaus mit. An der Westfront ist es beängstigend ruhig.

20. September. — Krise der Gemeinschaft: 1900 kam in der Schweiz auf 85 Heiraten eine Scheidung; 1936 auf zehn Heiraten, 1939 in Genf sogar auf bloß vier Heiraten eine Scheidung! Hier hat eigentlich der heutige Krieg schon vor Jahren begonnen.

23. September. — Polen aufgeteilt. Hitler verbündet sich mit demselben Rußland, das er noch vor einem Monat als den Inbegriff alles Bösen hinstellte. Die Menschen lügen heute nirgends so sehr, als wo sie Wahrheit und Freundschaft beteuern.

27. September. — Beim herrlichsten Sommerwetter mit S. (einem nationalsozialistisch gefärbten Schweizer Dichter) in der Landesausstellung auf- und abspaziert, zwischen Blumenbeeten und schönen Frauen. Für S. ist das ganze heutige Geschehen kosmische Notwendigkeit, in welcher das Leid des Einzelmenschen nichts zu bedeuten hat. Revolutionen seien nun einmal grausam und wir lebten in einer Zeit der allgemeinen Revolution. Ob S. wohl auch so denken würde, wenn er im zerschossenen Warschau die Leichen von Frau und Kind aus den Trümmern seines Hauses suchen müßte? Es ist leicht, in kosmischen Ideen zu denken, wenn uns diese kosmischen Kräfte nicht ins eigene Leben schneiden. Und ganz besonders im Paradiese eines Zürcher Landesausstellungs-Nachmittages, zwischen Blumenbeeten und schönen Frauen...

19. November. — Auf dem Kriegsschauplatze nicht viel Neues. — Erhielt heute einen Zeitungsausschnitt zugesandt: „Chemische Kaninchen“. Darin sind Versuche geschildert, die ohne männliche Befruchtung das Ei verschiedener Tierweibchen so zu reizen vermochten (durch Salzlösungen und Punktierungen), daß sich dieses zu teilen begann, Frucht wurde, ja sogar vollkommene Junge ausbildete. Der Verfasser stellt nun die Frage, ob dies beim „homo sapiens“ nicht auch möglich sein könne? Wahrlich, eine der größten Ironien der Geschichte: dieselbe Chemie, die an der Front das Leben Tausender von Männern vernichtet, will nun diese Männer im Hinterlande ersetzen und die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes von ihnen unabhängig machen. Fehlt nur noch der Apparat, der Liebe erzeugt. Das muß übrigens ein Gefühl sein, so als Frucht einer durch Salzwasser gereizten Eizelle in der Welt herumspazieren! Eine wässerige Angelegenheit und eine salzige, wenn sich auch die „männlichen“ Erbfaktoren auf das Kind übertragen. Immerhin ist die Sache ernst zu nehmen, sie könnte unser ganzes bisherige Leben auf den Kopf stellen; man denke bloß an die völlige Entwertung der Familie und dadurch jeder weiteren Gemeinschaftsform... Nun, es wird wohl noch viel Gras wachsen, bis der erste Homunculus auf den New Yorker Boulevards spazieren geht...

30. November. — In diesem Augenblick — Mittags 12 Uhr — bombardieren russische Bomber die finnische Hauptstadt... Wieder einmal bäumt sich in jedem Menschen sein Innerstes auf, wieder einmal möchte man schreien vor Wut und Verzweiflung, vor Scham und Schmerz. Träume nur weiter, Europa, es gibt ein schreckliches Erwachen, wenn plötzlich Asiens Schnäuze über die Bettdecke grinsen...

3. Dezember. — In einem abgeschossenen russischen Bomber fand man eine Frau! Frauen, die Bomben werfen — und die Männer will man durch Salzlösungen ersetzen: „Das ist deine Welt!“

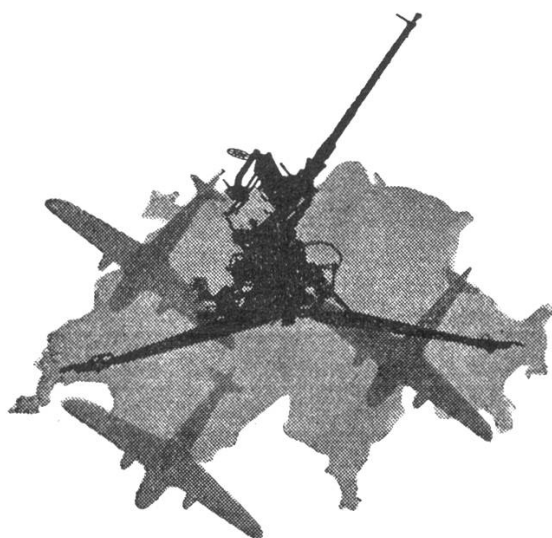
12. Dezember. — Die ganze Welt bezeugt Finnland ihre Sympathie — mit Worten, mit Geld, denn was hat diese Welt anderes zu bieten?



Restaurant, Bar

TEE- und ABEND-KONZERTE im Gartensaal

Das Haus für alle Zusammenkünfte. - Klubzimmer für kleinere Gesellschaften. - Säle bis zu tausenden von Plätzen u. Gedecken. - Bühnen - Technische Einrichtungen für Film-Vorführungen usw. - Orgel



OERLIKON

20 mm Fliegerabwehrgeschütze

WERKZEUGMASCHINENFABRIK OERLIKON

Bührle & Co.

Zürich-Oerlikon



So schreibt der echte

TINTENKULLI

wie ein Bleistift, aber mit fließender Tinte! Er ermüdet Sie nicht und macht gute Durchschriften!

Preis Fr. 12.50

Wir führen den echten Tintenkuli mit dem roten Ring



Ecke Tannen-Clausiusstr. 2

Die Alkoholfreien Wirtschaften

des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften in Zürich.

1. Blauer Seidenhof, Seidengasse 7, Zürich 1, 3-5 Min. v. Hauptb'hof.
2. Karl der Große, Kirchgasse 14, beim Großmünster, Zürich 1.
3. Olivenbaum, Stadelhoferstr. 10, b. Stadelhofer Bahnhof, Zürich 1.
4. Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4.
5. Freya, Freyastrasse 20, Zürich 4.
6. Sonnenblick, Langstrasse 85, Zürich 4.
7. Wasserrad, Josefstrasse 102, Zürich 5.
8. Kirchengemeindehaus Wipkingen, Zürich 10.
9. Platzpromenade, Museumstr. 10, Zürich 1.
10. Rütli, Zähringerstr. 43, Zürich 1.
11. Zur Limmat, Limmatquai 92, Zürich 1.
12. Frohsinn, Gemeindestrasse 48, Zürich 7.
13. Lindenbaum, Seefeldstrasse 113, Zürich 8.
14. Kurhaus Zürichberg, Zürich 7, Pensionspreis, Zimmer inbegriffen, Fr. 7.— bis 8.— (Zimmer mit fließendem Wasser 9.—) täglich.
15. Kurhaus Rigiblick, Zürich 6, Pensionspreis wie Kurhaus Zürichberg.
16. Baumacker, Zürich-Örlikon.

Hauptbüro des Vereins für Auskunft und Stellenvermittlung

Gotthardstrasse 21, Zürich 2.

Schon als Student

sollten Sie daran denken, sich durch Abschluß von **Unfall- und Lebensversicherungen** gegen die materiellen Folgen von Unglücksfällen zu schützen. Sie sichern sich dadurch gegen Zufälle, die Sie am erfolgreichen Abschluß Ihrer Studien hindern könnten. Diesen Schutz gewähren wir Ihnen gegen mäßige Prämie. Verlangen Sie kostenlose Zustellung unserer Prospekte.

Winterthur

Schweizerische Unfallversicherungs-Gesellschaft
in Winterthur, Tel. 22.111

Lebensversicherungs-Gesellschaft, Telefon 22.115

Jeder hockt auf seiner Neutralität wie auf einem Ast und merkt nicht, daß er mit seinem ewigen Gerede sich selber absägt. Wenn Europa sich jetzt noch nicht zur Gemeinschaft zusammenraffen kann, wird in kürzester Zeit eines seiner Völker nach dem andern der Kriegsfurie zum Opfer fallen. Finnland kämpft für Europa — und wir helfen ihm nicht . . .

15. Dezember. — Gottfried Keller: „Ein Mann ohne Tagebuch ist, was ein Weib ohne Spiegel.“

UNSEREM GASTLANDE.

(Gedanken eines ausländischen Studenten zur Bundesfeier.)

Es geht ein festliches Klingen durch das Land, und da vor den Grenzen die Wirren einer harten Zeit ihren Gang nehmen, ist dieses Klingen wohl mehr in den Menschen, als daß es sich zu festlichem Rausche steigert. Die Gedanken gehen zurück und überblicken den Weg der Jahrhunderte.

Wie heute war damals vor 650 Jahren die Struktur Europas in voller Umgestaltung begriffen, und die das Geschick ihrer Völker neu zu bestimmen gedachten, forderten auch von den Schweizer Landen den Tribut unbedingten Gehorsams. In den Waldstätten war man aber nicht so gewandt im Sichumstellen auf das neue Gebot der Stunde, und da den Männern ihre alten Rechte mehr galten als eine vage Neuordnung Europas, beschworen sie am Rütli den neuen Bund „wider alle und jede, die uns Gewalt und Unrecht tun“. Und wie sie stark genug waren, diesen ihren Bund gegen Kaiser und Reich mit Waffengewalt zu verteidigen und zu behaupten, so waren sie auch stark genug, die natürlichen Schranken der Gemeinschaft aufzurichten: mit der Einsetzung einer eigenen Rechtsame schufen sie die Ordnung im Gemeinwesen. Über die staatspolitisch vernünftige Konstruktion hinaus aber trug der Bund von Anbeginn das Gesicht eines christlichen Staates, dessen Antithesen sich zwischen den Extremen des christlichen Schöpfungsglaubens, der im Rahmen des göttlichen Heilsplanes dem Einzelnen unveräußerliche Grundrechte zuerkennt, und des heiligen Gottesgebotes der Nächstenliebe, die den Einzelnen in den Dienst der Brüdergenossenschaft einordnet, bewegen — diesen Extremen, für die Luther das Paradoxon geprägt hat:

„Der Christenmensch ist ein freier Mensch und Niemandem untertan.

Der Christenmensch ist ein Knecht aller Dinge und Jedermann untertan.“

So bildete sich ein gesunder, lebenskräftiger Kern, um den herum sich im Laufe der Jahrhunderte die übrigen Kantone der heutigen Eidgenossenschaft fest zusammenschließen konnten, unter den gemeinsamen Symbolen des weißen Kreuzes im roten Feld als Zei-

chen des unbeugsamen Willens zur Freiheit und des Glaubenskreuzes als Zeichen des christlichen Ordnungsstaates. Träger der Gemeinschaft ist nicht die Einheit der Rasse, der Sprache oder des geographischen Raumes geworden, sondern einzig und allein die Idee: die christliche und genossenschaftliche Idee, deren Antipoden Ordnung und Freiheit sind.

Europas Geschick aber erscheint heute verwirrter denn je. Die Geschichte der letzten Jahrhunderte hat als greifbarstes Ergebnis eine groteske und sinnlose Überspitzung nationaler Gegensätze gezeigt, begleitet von einer beängstigenden Entwertung der ethisch-geistigen Begriffe im Leben der übergroßen Mehrzahl, die sich im Primat einer nüchtern-wirtschaftlichen Weltanschauung erschöpft und die Menschen ihrem Nächsten einen auf die Dauer für Alle nachteiligen Konkurrenzkampf liefern macht. Ist das der Sinn von zwei Jahrtausenden christlicher Kultur? Es scheint, als bedeute der jetzige Krieg das Ende ganzer Reiche. Wo er den Tod Unzähliger bedeutet, kann uns das Geschehen nur bedrücken. Sollte er aber das Gesicht unseres Kontinents völlig verwandeln, dann können wir ihm darum nicht gram sein; denn dem alten Europa können wir keine Träne nachweinen!

Wir können keinen Sinn mehr erkennen in dem eigensinnigen Festhalten an nationalen Staatsgebilden, die einander bis aufs Blut befehlen. Die Zeiten sollen endlich einmal vorbei sein, wo es als mit der Vaterlandsliebe unvereinbar gehalten wurde, in erster Linie als Europäer zu denken und nicht in erster Linie den chauvinistischen Rankünen zu huldigen, die ehrgeizige Militärs noch vom letzten verlorenen Kriege her als Giftnatter liebevoll am Busen ihrer Offizierschre hegten (das gilt wohl für die meisten europäischen Staaten irgendwann einmal im Laufe der jüngeren Geschichte!). Die Zeit ist, dünkt uns, reif für den christlichen, abendländischen und föderativen Staatsverband. Seine Grundlage soll die gemeinsame abendländische Kultur sein, von Hellas bis zur modernen Forschung, von Plato und Aristoteles bis zu Bergson, Lord Rutherford, Pirandello und Hindemith. Die Wirtschaft soll endlich wieder entthront und zu dem werden, was sie sein soll: Dienerin der Menschen. Denn die heutige Katastrophe hat wohl zur Genüge gezeigt, daß auch die absolute Tyrannei der Wirtschaft keine Gewähr für ein dauerndes Wohlleben Aller bietet, so wenig, wie ein rastloses Leben, das sich nur in saurer Arbeit erschöpft, vor dem Schicksal ein verbrieftes Anrecht auf einen gesicherten Lebensabend bedeutet. Wir wollen uns endlich freimachen vom überspitzten Chauvinismus und den Weg zur bedingungs- und vorurteilslosen gegenseitigen Achtung finden. Und die mannigfache Verschiedenheit der Stämme soll in den Dienst einer verständnisvollen, im Interesse der Gesamtheit sich ergänzenden Zusammenarbeit treten. Dann soll endlich auch für das ganze Europa Pestalozzis

Grundsatz gelten, daß Menschenwürde, losgelöst von Macht, allein zu regieren hat.

Du aber, Schweizer Kommilitone, denke daran, daß Deine Heimat das erste Gemeinwesen war, das Europa diesen Weg vorangegangen ist. Bedenke auch, daß keine Idee mehr wirken kann, als was Glaube, Mut und Kraft der Menschen daraus machen. Lebe in diesem Festjahr und weiterhin die lebendige Eidgenossenschaft, so wird Dein Leben wie unser Glaube und unsere Zuversicht dem neuen Europa rufen, das unser aller Heimat werden soll!

K. Tauß, cand. chem.

STUDENTINNEN.

„Lieber Herr Redaktor“, beginnt einer jener Briefe und Aufsätze zu unserem Thema, deren sich ein ganzer Stoß auf dem Redaktionstische angesammelt hat, „würden Sie die Güte haben und Herrn M. Meyer, jur., fragen, ob sein Artikel im ‚Zürcher Student‘ auch mich betreffe? Ich habe nämlich krumme Beine und eine Kartoffelnase und weiß nun einfach nicht, was ich denken soll. — Es grüßt Sie herzlich, Aschenbrödel.“

Wer wollte bei dieser humorvoll-überlegenen Begrüßung noch lange philosophieren, ob unsere lieben Kommilitoninnen am vertrocknen und versauern seien? Und erst recht verging dem geplagten Redaktor das Philosophieren, als ihm die folgende entrüstete Aufforderung zur Tat ins Haus geflogen kam: „Für die Art und Weise, wie Sie, altkluger Herr der Schöpfung, über unser Verantwortungsbeußtsein zu Gerichte sitzen, wird sich jede Akademikerin bedanken. Beschäftigen Sie sich mit dem Geburtenrückgang, wenn Sie einmal Familienvater sind und ihn mit der Tat bekämpfen können. Die Polemik eines Jünglings wird niemandem Eindruck machen...“ Und nun komme noch einer und rede von verstaubten wissenschaftlichen Naturen!

Nein, die ganze Diskussion um das Problem des Frauenstudiums zeugt von einem erfreulich gesunden Lebenswillen unserer Kommilitoninnen, die sich nach bestem Wissen und Gewissen über ihre Stellung an der Hochschule und die damit verbundene Verantwortung überhaupt Rechenschaft abzulegen versuchten. „Ich für meinen Teil glaube, daß es weder eine Frage des Frauenstudiums noch des Männerstudiums gibt, sondern nur die Frage der Berechtigung zum Studium überhaupt. Man sollte auf die Eignung sehen, nicht auf das Geschlecht...“ heißt es da irgendwo. Damit scheint uns der Kern unseres Problems getroffen zu sein und damit sehen wir auch sogleich jene Gefahr behoben, die in jeder Verallgemeinerung liegt, ganz besonders in Verallgemeinerungen wie „die Bestimmung der Frau“ oder „die Bestimmung des Mannes“: es kann eben Lebensbezirke geben, in welchen sich diese Bestimmungskreise schneiden und einen gemeinsamen Raum bilden, wo nicht mehr das Geschlecht,

sondern rein menschliche Anlagen und Fähigkeiten entscheiden, die beiden Geschlechtern eignen. Und als ein solcher neutraler Raum erscheint uns das akademische Studium, wobei es dann Sache jeder und jedes Einzelnen ist, dennoch in seinem Bestimmungskreise zu verharren, sich selbst treu zu bleiben, die Grenzen nicht zu überschreiten und sich neben dem „neutralen“ Raume nicht auch sämtliche übrigen Kompetenzen des Andern aneignen zu wollen: so wenig ein Mann, der das Kochen gelernt hat, nun auch noch Kinder gebären will, so wenig will die echte studierende Frau ihr ganzes Leben nun ausschließlich „über Büchern und Papier“, wie weiland Faust, verbringen. Diese Grenze seines eigenen Bestimmungskreises zu erkennen, ist lediglich eine Sache der Selbstbesinnung, der Ehrlichkeit und der Zucht. Und wie weit es z. B. eine Frau innerhalb dieses neutralen Raumes bringen kann, ohne ihre Grenzen zu überschreiten, das zeigen uns alle jene Wissenschaftlerinnen, Dichterinnen, Malerinnen von Rang, die neben ihrem Schaffen ihr Frau-Sein nie verleugneten, obschon sie vielleicht nicht immer verheiratet und Mutter waren, ja die oft gerade durch ihr Frau-Sein ihrem Werke einen besonderen Adel verliehen. Wie abstoßend wirkt dagegen jenes Mannweib der Emanzipationsjahre — gerade so abstoßend, wie ein Mann in kurzem Rock, Bubikopf und Stöckelschuhen wirken würde... Ganz in diesem Sinne schrieb eine Kommilitonin: „Wenn ein Mädchen seine Grenzen kennt und bestrebt ist, ein guter Mensch zu sein, dann wird es durch das Studium nicht verdorben, sondern es wird, dank der glücklichen Kombination von Herz und Verstand, auf seine Umgebung einen wohltuenden Einfluß ausüben.“ Und aus einem anderen Briefe: „Man kann das Eine tun und das Andere nicht lassen. Wenn heute trotzdem noch da und dort ein unzeitgemäßer Blaustrumpf herumgeistert und so das Frauenstudium in Mißkredit bringt, so beweist gerade diese Ausnahme die Regel, daß einseitiger weiblicher Intellektualismus sich überlebt hat.“ Und der Schlußsatz eines weiteren Briefes umfaßt alles bisher Gesagte: „Es wäre einmal gut, könnte man die Vorurteile gegen eine studierte Frau ablegen und begreifen, daß der Studentin Ziel ein doppeltes ist: das Studium und das Priestertum der Frau.“ Hier ist jener Bindestrich zwischen Geist und Leben, Wissen und Bildung, Herz und Verstand gezogen, den der „Zürcher Student“ überall zu ziehen bemüht ist, und wenn dies wirklich der Geist ist, der bei unseren Kommilitoninnen vorherrscht, dann darf uns weder um das Schicksal unseres Landes noch um das der Wissenschaft bange sein. Am allerwenigsten aber um das Schicksal der Studentinnen selbst.

Nun bleibt uns aber noch die eingangs gestellte Frage zu lösen, wer denn überhaupt zum Studium berechtigt sei? Eines ist gewiß: weder des Vaters Portemonnaie noch der Mutter Sehnsucht nach einem Schwiegersohn mit dem Dr.-Titel haben hier etwas zu sagen.

„Studieren soll“, meint ein Kommilitone, „wer sich wirklich dazu berufen fühlt. Selbstprüfung, Ehrlichkeit und Verantwortungsbewußtsein braucht jeder zur Entscheidung, auch der männliche Student.“ Doch die meisten unserer Kommilitoninnen denken viel materieller (und ist es ihnen heute zu verargen?): „Man glaube doch nicht, wir wählten einen Beruf aus bloßer Laune und zum Zeitvertreib! Der Entschluß hat fast immer einen sehr realen, harten Hintergrund: den Zwang zum Verdienen. Die meisten Mädchen zögen es bestimmt vor, dereinst nur ihren Hausfrauenpflichten zu leben und angesichts dieser beglückenden Aussicht „ihre Haare dem Frühlingswind zu überlassen“: da jedoch ihr Verantwortungsbewußtsein mit allerhand holden Illusionen aufräumen mußte, ziehen sie zu guter Zeit die Konsequenzen.“ Und wohl hat jene Medizinerin am meisten Recht, die schrieb: „Gerade die Bildung einer Frau wird es ihr ermöglichen, die Verantwortung, die sie als Kern der Familie auf sich nimmt, klar zu erkennen.“

Ob Frau ob Mann, ob mit mehr geistigen oder mehr materiellen Beweggründen: die Berechtigung zum Studium liefert das kräftige „Ja!“, mit dem der oder die Einzelne nach bestem Gewissen vor dem Tribunale der eigenen Ehrlichkeit auf die Frage antwortet: „Ist die Hochschule der Raum, in welchem ich alles was an Kräften in mir liegt, am besten sich entfalten und reifen lassen kann?“

Und unseren lieben Kommilitoninnen überreichen wir hiermit zum Dank, daß sie sich so tapfer und ernsthaft für ihre Rechte einsetzten, noch ein Schlußbouquet aus viel Humor, mit einem Schuß Weisheit vermischt und komponiert von einem ihrer juristischen Verlehrer: „Verdorrt ist keine von ihnen. Im Gegenteil, die Lippen werden von Jahr zu Jahr leuchtender, die Röcklein kürzer, länger und lockiger das Haar.

Und weiblich, weiblich sind sie alle. Wie sie in den Vorlesungen alle zusammengedrängt sitzen! Ist das nicht wahrstes Zusammengehörigkeitsgefühl? Wie sie an den Säulen lehnen! Ist das nicht Schönheitssinn? Wie sie den Studenten ihre Aufmerksamkeit schenken! Ist das nicht Vertrauen? Die Jungen jeden Tag einem anderen! Ist das nicht Gerchtigkeit? Die Älteren immer dem Gleichen! Ist das nicht Beständigkeit?

Sei's nun wie es wolle, doch weiblich, weiblich sind sie alle!“

Paris.

KOMMILITONEN

BERÜCKSICHTIGT BEI EUREN EINKÄUFEN DIE INSERENTEN

STUDENTISCHES LEBEN.

Zur Antrittsvorlesung Prof. Dr. Oppikofers am 14. Juni 1941.

Am vergangenen Samstag hielt Prof. Dr. H. Oppikofer, der neue Ordinarius für Privatrecht und Rechtsgeschichte an der juristischen Fakultät unserer Universität, seine Antrittsvorlesung über das Thema: „J. C. Bluntschli's Theorie und die einheimische Rechtsentwicklung“, zu der sich neben einem zahlreichen Studentenauditorium eine überraschend große Zahl weiterer Interessenten eingefunden hatte. Daß er die Persönlichkeit Bluntschli's, des Schöpfers des zürcherischen privatrechtlichen Gesetzbuches von 1853/55 zum Gegenstand seiner Ausführung gemacht hat, kennzeichnet ihn in erster Linie als Historiker. Anhand des Rechtsgelehrten und Staatsmannes wurde die gesamteuropäische Rechtsentwicklung jener Zeit im allgemeinen, sowie in eingehender Weise diejenige der Schweiz zur Darstellung gebracht. Hierbei wies er darauf hin, daß entgegen einer apologetisch eingestellten modernen Geschichtsschreibung das öffentliche Recht unseres Landes sich im wesentlichen auf den Ideen der Aufklärung und der französischen Revolution aufbaut, während andererseits das Privatrecht aus altgermanischen Rechtseinrichtungen herausgewachsen ist. Seine weitere Gestaltung läßt sich in unbeirrter Linienführung verfolgen, bis es in Bluntschli seinen ersten bedeutenden Former gefunden hat. Sicher ist es kein Zufall, daß der Vortragende mit solch warmer Hingabe und innerer Begeisterung von diesem Manne reden konnte. Ist doch sein eigener wissenschaftlicher Werdegang in gewisser Hinsicht parallel zum Lebensweg Bluntschlis verlaufen. Man konnte herausspüren, daß auch er mit ähnlichen Schwierigkeiten gerungen haben mochte wie Bluntschli, der sich erst vom allesbeherrschenden Einfluß seines Lehrers Savigny befreien mußte, bevor er sein Lebenswerk in Angriff nehmen konnte. Auch Prof. Oppikofers Persönlichkeit hat sich außerhalb der Landesgrenzen in der Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Geistesleben herangebildet und gefestigt. Auch er ist zurückgekehrt, um in engster Gemeinschaft mit der Seele seines Volkes dem Recht seiner Väter nachzuspüren, es auf Grund der gewonnenen Erkenntnisse fortbilden und neuschöpfen zu können. Er will ein neues Glied werden in der Kette, die von Bluntschli über Eugen Huber, dem Vater des eidgenössischen Zivilgesetzbuches, zu seinem Amtsvorgänger Prof. Mutzner führt, um das erarbeitete Rechtsgut der jungen Juristengeneration in anleitender Belehrung weitergeben zu können. Dieser Wunsch bildet die Unterströmung seines Vortrages, und die Besucher seiner Vorlesungen und Seminarien wissen wohl, wie sehr ihm dies eine Herzenssache ist. Sie sind davon überzeugt, daß Prof. H. Oppikofer sein stilles Gelöbniß erfüllen und das Ansehen unserer Alma Mater mehren wird. Zu dieser hohen und segensreichen Aufgabe wünschen wir ihm für seine begonnene Tätigkeit Kraft und Entfaltungsmöglichkeiten.

H. A.

AUFRUF.

Ein ehemaliger Zürcher Student, der jetzt im Welschland für Zürcher Zeitungen als Vermittler zwischen deutschem und welschem Geist tätig ist, wendet sich in einer Rundfrage an die Schweizer Studentenschaft u. a. auch an uns Zürcher Studenten:

- „1. Was ist Ihnen am wichtigsten im Leben?
2. Was scheint Ihnen heute in der Schweiz am dringendsten zu verwirklichen?
3. Wie arbeiten Sie persönlich für dieses Ziel?

Die Antworten werden anonym und mit strengster Diskretion verwertet, sind aber mit voller Angabe von Namen und Adresse einzusenden. Dürfte ich Sie bitten, mir die Fragen so rasch, so ausführlich und so konkret

als möglich zu beantworten? Die Antworten sind zu richten an Dr. phil. Kurt Sulger, Rochemont, Chailly/Lausanne."

Die Redaktion konnte sich von der guten Absicht, die hinter dieser Rundfrage steckt, überzeugen und erwartet von Seiten der Studentenschaft eine rege Beteiligung.

MITTEILUNGEN.

Zum Plakettenverkauf.

Durch diesen Verkauf ist es uns gelungen, einen Reingewinn von Fr. 581 zu erzielen, der zu Gunsten der schweizerischen Winkelriedstiftung (für kranke Wehrmänner) ausbezahlt wurde. Allen, die zu diesem Erfolg halfen, möchte ich im Namen der Studentenschaft aufs herzlichste danken.

Eugène Delachaux, cand. med.

NEUANSCHAFFUNGEN.

- Stud A 3224 Mann, Tho. Die vertauschten Köpfe.
3225 Weismantel, L. Die Erben der lockeren Jeanette.
3226 Kommerell, M. Der Lampenschirm aus den 3 Taschentüchern.
3227 Zermatten, Maur. Erzählungen aus dem Walliser Hochland.
3228 Clark-Schwarzenbach, A. Das glückliche Tal.
3229 Melville, H. Billy Budd.
3230 Drigo, Paola. Maria Zef.
3231 Morley, Ch. Kitty.
3232 Crottet, R. Maouno.
3233 Schölly, K. Besinnliche Geschichten.
3234 Schnack, F. Der glückselige Gärtner.
3235 Hayes, Nelson. Die einsame Insel.
3236 Coolen, A. Das Wirtshaus zur Zwietracht.
3237 Slezak, L. Rückfall.
3238 Barthou, L. Mirabeau.
3239 Bidez, J. Julian, der Abtrünnige.
3240 Buck, P. S. Land der Hoffnung, Land der Trauer.
3241 Kürenberg, J. v. Das Sonnenweib; der Juliane v. Krüdener seltsame Irrfahrt.
3242 Llewellyn, R. So grün war mein Tal.
3243 Paumgartner, B. Mozart.
3244 Aubry, O. Napoleon privat.
B 784 Pourtalès, G. de. Les contes du milieu du monde.
785 Muret, M. Guillaume II.
D 66 Bernard, C. Quasi un secolo.

BÜCHER.

Irreale und reale Schweiz. Bemerkungen zur „Geschichte der Schweiz“, von Valentin Gitermann. Augustin-Verlag, Thayngen.

Wenn das Bild eines Landes durch das Vorurteil eines schlechten Rufes getrübt wird, so ist das die Regel. Daß aber auch ein guter Ruf nicht weniger verzerrend auf die Urteilsbildung wirken kann, mag seltsam erscheinen. Und doch ist das der Fall der Schweiz. Sie leidet unter dem Odium der Musterschüler. Im Ausland wird das Alpenland im Herzen des Kontinents gerne als Oase der Leidenschaften geschildert, als ein friedliches Eden, in dem ein naivglückliches Volk, verschont von Zweifeln, Konflikten und Schwierigkeiten, die andere Völker befallen, zeit- und geschichtslos dahinlebt. Selbst ein so scharfer Geist wie André Gide ist

dieser falschen Sicht verfallen, wenn er das Schweizervolk im „Immoraliste“ mit einem Rosenstrauch ohne Rosen und Dornen vergleicht. Ohne Verbrechen, aber auch ohne Geschichte lebe es dahin.

Die mit etwas Neid gemischte Geringschätzung, die hier den leidgeprüften, vielerfahrenen Europäer auf den scheinbar zahnungslosen Hirtenknaben, hinunterschauen läßt, ist jenseits der Grenzen so verbreitet, daß gerade der Ausländer die Lektüre der neuen Schweizergeschichte von Valentin Gitermann als besonders aufschlußreich empfindet. Dem Bild einer irrealen Schweiz, wie man es im Ausland empfängt, wird hier ein besonders reales Bild der Eidgenossenschaft entgegengestellt. Ein großes Verdienst ist es, die Krisen und Wachstumsschwierigkeiten dieser heute in aller Welt vorbildlich angesehenen Staatsgemeinschaft eindrücklicher als jede andere Schweizergeschichte zu schildern. Die gleichfalls besonders betonte Darstellung wirtschaftlicher Zusammenhänge erhöht noch den Wirklichkeitscharakter des Buches. Gerade in den nächsten Jahren aber, die zu einer Reorganisation der internationalen Beziehungen führen müssen, wird ein solches Werk erhöhte Bedeutung gewinnen. Es kann den Staatsmännern zeigen, daß eine „neue Ordnung“ (der eventuell die Schweiz in ihrer heutigen Gestalt als Vorbild zu dienen haben wird) nicht vom grünen Tisch aus dekretiert werden kann, sondern erst in schweren Stunden, in leidensreichen Jahren, Jahrzehnten und vielleicht Jahrhunderten erkämpft werden muß. R. B.

Aus der Schriftenreihe „Religiöse Gegenwartsfragen“, Verlag Paul Haupt, Bern, ist soeben Heft Nr. 5/6 J. Böni „Die Jesuitenfrage in der Schweiz“, erschienen.

Mit großer Sachlichkeit zeichnet der Verfasser ein Bild über Entstehung, Zweck und Geschichte des Ordens (soweit dieselbe unser Land betrifft).

Böni geht hernach über zur staatspolitischen Stellungnahme wie sie in einem Lande mit verfassungsmäßig garantierter Glaubensfreiheit gerechtfertigt ist. Ein weiteres Kapitel beleuchtet das Problem von christlich-religiöser Seite her. Böni spricht hier als glühend begeisterter Christ.

Das Beachtenswerte der Arbeit liegt darin, daß sie weit über dem Niveau der gehässigen kirchlich-konfessionellen Zänkereien steht, welche so viel Unerfreuliches in die Geschichte unseres Landes gebracht haben.

Wir möchten deshalb diese Abhandlung, welche durch einen wertvollen Quellennachweis im Anhang ergänzt ist, jedem ernst gesinnten Schweizerbürger — sei er Protestant oder Katholik — warm empfehlen. Die Schrift dürfte heute um so größeres Interesse finden, als die Jesuitenfrage bei uns wieder sehr in den Mittelpunkt rückt, was mit Rücksicht auf den konfessionellen Burgfrieden und damit auch der nationalen Einheit nicht mehr lange in Schwebe gelassen werden darf. Preis Fr. 2.40. W. Sp.

Z u s c h r i f t e n sind an den Redaktor des „Zürcher Student“:
Arnold Künzli, stud. phil., Waffenplatzstrasse 48, Zürich 2, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Für den Inseratenteil verantwortlich:
Max Gloor, Künstlergasse 15, Zürich 1.



Rigiplatz Telefon 6.16.85
E. H. BLUMER

RIGI HOF

APPARTEMENTS

möbliert und unmöbliert

BAR

BIERSTUBE

RESTAURANT

Herren- u. Damen-Salon Z. Rieger

Universitätstraße 58 / Telefon 8.15.55

Der Coiffeur für Studenten

Limmatstüßli!

billig und gut essen

Limmatquai 80 Haus Tages-Anzeiger

buchbinderei heintr. brunner, zürich 6

clausiusstraße 4, tel. 4.49.49

einbinden, einrahmen, aufziehen
von plänen etc.



Beste schweizerische Qualitätsräder in
allen Ausführungen zu billigst. Preisen

Velos auf MIETE

ALBATROS A.-G. - ZÜRICH

Tel. 3.32.65

Stauffacherstr. 27

DRUCKARBEITEN

liefern rasch und billig Müller, Werder & Co.

Zürich, Wolfbachstraße 19 + Telefon 23.527

J. LEUTERT

Metzgerei - Charcuterie

Schützengasse 7 Telefon 3.47.70

Fil. Bahnhofplatz Telefon 7.48.88

Tourenproviand und Konserven

Manz & Co., Zähringerstr. 24, Zürich 1

Spezial-Haus für Confitüren - 26 Sorten

A. Z. Herrn stud.
(Zürich) Fräulein

Tit. Zentralbibliothek, Predigerplatz
Zürich



Die 3 Zürcher Brauereien
empfehlen ihre
gehaltvollen Biere

BRAUEREI A. HÜRLIMANN AG. ZÜRICH
WEBER & CIE, BRAUEREI, WÄDENSWIL
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG. ZÜRICH